

## Paul der Teufel, oder der Kampf des Lebens

Vorwort: Liebe Leser und Leserinnen, wer meine letzte Geschichte gelesen hat, erinnert sich an die Hauptperson Anne und ihr Pferd Milly. Die beiden werden auch dieses Mal eine wichtige Rolle spielen, doch was sich ändern wird ist, dass nicht ich, sondern Anne selbst diese Geschichte erzählen wird, denn es gibt gewisse Dinge in die man sich als Außenstehender nicht so gut hinein versetzen kann. Aber jetzt genug von mir, denn jetzt geht es los.

Ich habe immer ein glückliches Leben geführt, denn ich hatte ein Pferd Namens Milly und drei super Freunde. Zusammen bildeten wir eine Einheit. Wir waren ein Team, eine Mannschaft, und vor allem immer für einander da. Zu unserem Team gehörten: Pia, Tamara, Lea und ich. Weil unsere Namen uns aber zu langweilig waren, wurden daraus: Pippi, Tammi, Lee und Ann (also wundert euch nicht wenn ich diese Namen verwende).

In letzter Zeit habe ich mir viele Motivations-Sprüche auf einen Zettel geschrieben und wo am Anfang ein einziger Spruch stand, stehen jetzt schon über dreißig. Ein paar davon sind, „Irgendwann gibt es nur noch den Weg nach oben.“, sowie „Man kann erst nachdem man hingefallen ist wieder aufstehen.“ oder „Hol die Magie in dein Herz hinein. Aber mein Liebling war, „Tränen sind das Elixier der Freude.“, denn geweint habe ich viel in dieser Zeit. Doch als ich mir wieder einmal meine Sprüche durchlass, bemerkte ich, dass es jeder Zeit mit mir zu Ende gehen könnte. Natürlich könnte ich jetzt weinen bis es soweit sei, doch das wäre Blödsinn. Lieber wäre ich die letzte Zeit meines Lebens glücklich. Kurz darauf fiel mir ein, dass ich doch meine Geschichte und Erfahrung mit Paul dem Teufel aufschreiben könne. Also griff ich fest entschlossen zu Stift und Papier und fing an, zu schreiben. Das war auch das Beste was ich machen konnte, denn viel kann man nicht machen wenn man im Krankenhaus liegt und vielleicht ein oder zweimal pro Woche von seinen Freunden oder seiner Familie Besuch bekommt.

Ich schrieb: Hallo ich bin Anne Waldenbach. Meine Freunde nennen mich Ann und das dürft ihr auch. Momentan liege ich im Krankenhaus. Wenn ihr euch jetzt fragt warum ich hier bin, dann hört jetzt einfach zu, denn alles ist Paul seine Schuld. Die meisten bezeichnen ihn als Krebs, aber da ich alle Tiere und somit auch Krebse mag gebe ich keinen Krebs der Welt die Schuld für das hier. Die Ärzte nennen ihn Tumor. Den Namen finde ich aber mindestens genauso unpassend da Tumor für mich wie Humor klingt und den habe ich in letzter Zeit eher nicht mehr so sehr. Und da ich keinen Paul kenne, heißt er Paul. Er ist wirklich der reinste Teufel, denn früher hatte ich wunderbar langes hellbraunes Haar und konnte mit Milly meinem Pferd spielen. Doch seitdem ich in der Schule zusammengebrochen bin und im Krankenhaus Paul das erste Mal auftauchte, gab es das alles nicht mehr für mich. Ich wurde einfach meiner Freiheit beraubt, was ja wirklich herzlos von Paul war, mir einfach die Dinge zu nehmen, die mir viel bedeuteten.

Zumal es auch langweilig ist, nicht zur Schule zu gehen. Vielleicht denkt jetzt der eine oder andere –Ist doch toll, jetzt braucht die nicht mehr, zur Schule zu gehen und kann die ganze Zeit am Handy spielen, - aber zu denen kann ich nur sagen, wenn man wirklich in so einer Lage ist, will man lieber zur Schule gehen und gesund sein, ganz egal wie gut oder in meinem Fall eher schlecht man ist. Außerdem habe ich noch nie verstanden was an einem eckigen flachen Ding, an dem man ja soo viel machen kann so besonders ist. Denn ihr müsst wissen, in meinem Leben war ich bis jetzt immer den größten Teil draußen, mal alleine, mal mit Milly und mal mit meinem Bruder. Jedenfalls war mir nie langweilig.

Doch jetzt war ich hier und konnte nicht hinaus. Nicht einmal das Fenster wollten Sie mir öffnen, aus Angst ich könnte mir noch bei der kalten Winterluft eine Erkältung holen. Natürlich verstand ich die Sorge der Erwachsenen, aber trotzdem fand ich das ganze ziemlich sinnlos, denn wie ihr ja wisst war ich mein ganzes Leben draußen, bei Wind und Wetter, und wie durch ein Wunder war ich so gut wie nie krank (bis jetzt). Doch ich muss zugeben, umso länger ich hier schreibe merke ich, wenn das hier mein Ende ist, dann ist das meine Bestimmung und dann muss es so sein. Wochenlang bin ich jetzt schon im Krankenhaus. Gestern waren Papa und mein kleiner Bruder Tom bei mir. Tom setzte sich auf das Fußende meines Bettes und erzählte mir von seiner Katze und von Milly. Es war glaube ich nicht zu übersehen, dass meine Augen strahlten, wie schon lange nicht mehr, als er „Milly“ sagte. Papa schien Tom nicht zuzuhören, er stand mit dem Rücken zu uns und blickte nachdenklich aus dem Fenster. Nach einiger Zeit war Tom fertig mit erzählen, und eine Stille verbreitete sich im ganzen Raum. Nach vier Minuten und dreizehn Sekunden – ich hatte die Zeit mit meiner Uhr gestoppt. Zerbrachen Tom und ich gleichzeitig die Stille, indem wir Papa fragten was mit ihm los war. Ein paar Sekunden schien es, als hätte er uns nicht gehört, oder wollte er uns nicht hören? Also fragten wir noch ein zweites Mal. Zur Antwort bekamen wir ein: „ach nichts... wirklich nichts... alles in bester Ordnung.“

Tom schien ihm das abzukaufen, was man von mir aber nicht gerade behaupten konnte, denn es war ein trauriges, nachdenkliches, abweisendes, in Gedanken vertieftes und auch ein kleinwenig erschrockenes: „ach nichts“ (und nicht das was er sagen würde wenn wirklich alles in bester Ordnung wäre). Trotzdem beschloss ich, nicht weiter nachzufragen. Dann gingen sie auch wieder. Heute kam Pippi ein Mal kurz vorbei. Sie brachte mir eine Kollage mit Bildern von ihr, den anderen Mädchen und von mir mit, die sie und die anderen aus unserem „Team“ gebastelt hatte. Leider musste sie schon sehr zeitig wieder gehen, so dass ich wieder alleine war. Nachdem ich dann eine Weile nur so dalag und mir die wunderschöne Kollage angesehen hatte, kam Krankenschwester Frida, die sich um mich kümmerte. Was sie mir erzählte, waren die schönsten Nachrichten seit langem – zumindest dachte ich das. Denn sie sagte mir, dass sich mein Zustand laufend verbesserte und ich nach Hause gehen dürfe, aber wöchentlich zu einer Kontrolle kommen sollte. Sie half mir meine Sachen zu packen, so dass meine Familie mich nur noch mitnehmen brauchte.

Endlich wieder zu Hause zu sein, machte mich glücklich. Allerdings durfte ich nur in meinem Bett liegen, und immer wenn mich jemand sehen wollte, brauchten wir einen Mundschutz und so ein Zeug. Blöderweise durfte ich nicht einmal jemanden umarmen. Und um ehrlich zu sein, vermisste ich die Schule immer noch, obwohl ich nie sonderlich

gut war. Ich wollte einfach ganz normal sein und zu Milly gehen. Liebend gern wäre ich einfach abgehauen. Ich war wirklich kurz davor. Den letzten Rest der noch dazu fehlte, kam dann aber noch, nämlich in Form eines Albtraumes. In diesem furchtbaren Albtraum wurde Milly von einem fies schauenden Mann weggeschleppt. Wiehernd wehrte sie sich gegen ihn und sah mir in die Augen. Ich wusste, dass dies das Ende für uns war. Dennoch konnte ich nichts tun, nichts außer, laut zu schreien. Ich schrie und weinte, bis ich mich damit selbst aus dem Schlaf weckte. In der ersten Sekunde bekam ich das Gefühl der Erleichterung. Doch das änderte sich schnell, da mir das alles viel zu real erschien. Ich schaute auf den Wecker. Es war acht Uhr dreizehn. Meine Familie schlief noch, das spürte ich, denn sonst wäre es nicht so leise gewesen. So schnell es ging, zog ich mich an. Vorsichtig schlich ich in die Küche um, eine Flasche Wasser und einen Apfel zu holen. Schnell packte ich alles in einen kleinen Beutel. Anschließend zog ich leise meine Schuhe und meine Jacke an und dann nichts wie los. Eine Buskarte hatte ich, da ich meistens mit dem Bus zur Schule und zu Milly fuhr. Das war also nicht das Problem. Denn was mich wirklich kränkte war, dass alle mich anstarrten. Das konnte und wollte ich nicht verstehen. Ist es denn so schlimm, einen Mundschutz und eine Glatze zu haben? Es war zwar nicht leicht, doch ich versuchte, es einfach auszublenken. Nach einer Weile schaffte ich es dann sogar, dem stechenden Blicken fast auszuweichen. Doch darüber wollte ich dann auch nicht mehr nachdenken, immerhin hatte ich ein Ziel, ich musste Milly sehen! Nach einiger Zeit war ich endlich an der Bushaltestelle, von der es nur noch fünf Minuten bis zu meinem Onkel, meiner Tante und natürlich Milly waren angekommen. Kurz bevor ich den Hof betrat, bemerkte ich, dass irgendetwas nicht stimmte. Die Angst packte mich.

Mit schwerem Herzen ging ich auf den Hof. Dort parkte ein großer Laster. Es war ein Laster mit einem Anhänger, einem Pferdeanhänger! Sofort wurde mir klar, dass das der Anhänger aus meinem Traum war. Selbst der Fahrer, der auf etwas zu warten schien, sah so grimmig aus wie in meinem Traum. Natürlich hoffte ich, dass dies alles ein Missverständnis sei, doch leider –Fehlannonce. Als mein Onkel, mein eigener Onkel, dann an einem Strick Milly aus dem Stall zog, ließ ich den Beutel mit dem Futter und Wasser, den ich für Milly mitgebracht hatte, fallen. Sofort fing ich an, zu schreien. Ja ich schrie so laut wie noch nie und auch meine Tränen fielen ohne Unterlass zu Boden. Bisher hatte mich keiner bemerkt, doch als ich mit dem schreien angefangen hatte, sah mein Onkel erschrocken zu mir. Doch das war mir egal, ich schrie ihn an! Wie konnte er nur? Nicht einmal gefragt hatte er mich! Ich war verzweifelt und zugleich stinksauer, auch wenn ich sonst immer für alles ein Verständnis hatte. Zumindest sagten das sehr viele von mir. Langsam aber sicher zog ein Sturm auf. Es schien, als wolle er, bei meinem Geschrei und Geweine mit einstimmen. Auch der Regen setzte allmählich in das „Klagelied“ ein. Der grimmige Fahrer, der mich die ganze Zeit eindringlich und bedrohlich ansah, zog sich die Kapuze von seiner Jacke über. In meinem Onkel, der vor Schreck erstarrt war, kam auch langsam wieder Leben. Er band Milly an einem von ihm, ein paar Meter entfernten Zaun an. Als er damit fertig war, kam er langsam auf mich zu. Doch davon bekam ich nicht mehr sehr viel mit, da mir sehr heiß wurde, und ich erschöpft zu Boden sank. Ich lag einfach nur da. Sehen konnte ich so gut wie gar nichts mehr. Hören konnte ich noch halbwegs, aber alles klang sehr dumpf und komisch, ein bisschen wie unter Wasser. Ich hörte wie schneller werdende Schritte auf mich zuka-

men. Es waren die meines Onkels. Vorsichtig nahm er mich mit zitternden Händen auf seine Arme. Leise sprach er zu mir: „Alles wird gut, wir schaffen das schon.“ Mit zaghafter Stimme flehte ich, dass ich zu Milly wollte. Doch er war auf geradem Weg zum Haus. Für kurze Zeit schaffte ich es, Milly zu sehen, dann entschwand mein Augenlicht wieder. Aber Milly ist natürlich kein dummes Pferd, denn sie spürte, dass es mir nicht gut ging und wieherte. Damit war aber noch nicht genug, denn sie schaffte es irgendwie sich von dem Zaun zu befreien und galoppierte zu uns. Kurz vor mir wurde sie langsamer. Ganz sacht und liebevoll trat sie zu mir. Mein Onkel war vor Erstaunen stehen geblieben, und dann geschah das für mich Unglaubliche, denn mit ihrer sanften Art schleckte Milly mir über die Wange. Auch wenn ich kaum etwas sehen, geschweige denn spüren konnte, kam es sehr deutlich bei mir an.

Von diesem Augenblick an merkte ich, dass ich trotz Paul, der für mich immer der Teufel gewesen war ein schönes Leben führen kann, wenn ich es nur wollte. Zwar würde mein Leben vielleicht nicht so lang sein wie das von anderen, aber war das wichtig? Nein, denn es ist doch egal wie lange man lebt, solange man es zur schönsten Zeit die es für einen selbst gibt macht. Klar, in jedem Leben gibt es Tiefen, aber ohne Tiefen gäbe es ja auch keine Höhen, oder? Naja, gedanklich war ich wieder fit, was man allerdings von meinem körperlichen Zustand nicht gerade behaupten konnte. Mein Onkel Bernd ging langsam weiter und Milly folgte uns. Zurück ließen wir ein verwundertes Gesicht, welches zu niemand anderem als dem Autofahrer mit dem Pferdeanhänger gehörte. Ich glaube eine Weile wartete er noch, ob vielleicht noch etwas passieren würde, aber gab dann schließlich auf und fuhr davon. Im Haus passte Milly gut auf mich auf, während Onkel Bernd Tante Rosi holen gegangen war. Die beiden kamen sehr schnell wieder und vor allem Rosi hatte ein ziemlich besorgtes Gesicht. Während sie sich weiter gut um mich kümmerten und Milly dem Geschehen aufmerksam zusah, rief Bernd bei meinen Eltern an, da sie sich bestimmt schon große Sorgen um mich gemacht hatten. Er erklärte ihnen die Lage und sagte, sie würden mich in ein paar Stunden, wenn mein Zustand stabiler wäre, Heim bringen. Nach ungefähr ein einhalb Stunden ging es mir bedeutend besser. Sofort schleuderte ich mit Fragen nur so um mich, so dass sie mich erst einmal beruhigen mussten. Dann erklärte mir Bernd, dass sie Milly weggeben wollten, weil sie dachten, ich könne nie wieder auf ihr reiten und um mir die Trauer zu nehmen, haben sie nach langem Überlegen und Gesprächen mit meinen Eltern den Entschluss gefasst, Milly zu verkaufen. Damit erklärte sich dann auch warum Papa im Krankenhaus so komisch gewesen war. Als das Gespräch beendet war, musste Milly wieder zurück in den Stall und ich zurück nach Hause. Rosi und Bernd mussten mir auf dem Heimweg mindestens fünfmal versprechen, dass sie Milly nicht weggeben würden. Zuhause angekommen, war ich sehr müde und legte mich hin. So schlief ich dann auch eine gute Stunde. Paul hatte ich vergessen, doch leider er mich nicht. So bekam ich nach einiger Zeit leider einen Rückfall. Paul war zurück, und er war stärker als je zuvor. Mit aller Kraft versuchte ich mich dagegen zu wehren, doch ich war zu schwach, ich kam einfach nicht gegen ihn an.

Meine Eltern kamen zu mir gerannt, aber sie konnten nichts tun. Es war ein Kampf zwischen Paul und mir und es war klar wer in diesem, vielleicht alles entscheidendem Kampf die Oberhand hatte. Ich hatte keine Chance, Widerstand war zwecklos. Meine Atemzüge wurden schwerer und schwerer. Voller Panik riefen meine Eltern den Kran-

kenwagen. Zum Glück war er sehr schnell da, aber trotzdem keine Sekunde zu früh. Sie nahmen mich mit und wieder einmal verlor ich das Bewusstsein. Als ich wieder aufwachte, sah ich viele Ärzte um mich. Ich war zu schwach, um an irgendetwas zu denken oder, mich elend zu fühlen. Kurz darauf schlief ich wieder ein und ich bekam zur Sicherheit noch eine Narkose. Sie schnitten meinen Bauch in einem Behandlungsraum auf und bemühten sich, dass alles wieder gut wurde. Ja sie gaben sich sehr viel Mühe um mich. Als die Operation beendet war fuhren sie mich im Bett auf mein Zimmer. Dort lag ich dann ganz alleine. Nach einer Weile ließ die Narkose nach und ich erwachte wieder. Meine Augen ließ ich noch geschlossen. Ich wollte einfach noch ein wenig Ruhen. Erst jetzt hörte ich, dass im Zimmer meine Eltern mit Dr. Boross waren und sich miteinander unterhielten. Dr. Boross erklärte ihnen, dass sie mich für das Erste retten konnten, sie es aber nicht geschafft hatten, Paul zu vernichten. Mit trauriger Stimme meinte sie, dass alles leider nur eine Frage der Zeit war. Sie fügte noch hinzu, dass meine Familie mir nichts erzählen dürfe um, mich nicht zu beunruhigen aber, dass sie mit mir die letzte Zeit genießen sollten. Wisst ihr wie schlimm es für mich war, zu erfahren, dass ich bald nicht mehr da sein würde. Auf einmal glaubte ich nicht mehr daran, dass es egal war wie lange man lebt. Die ganzen Motivations-Sprüche kamen mir auf einmal so sinnlos vor. Eine dicke heiße Träne schaffte es, aus meinen Augen zu entfliehen und, über Wange und Hals bis zum Bezug meines Kissens zu gleiten. Dummerweise öffnete ich als Reflex meine Augen, so dass die Erwachsenen bemerkten, dass ich wach war. Als sie mich fragten, tat ich so als wäre ich gerade erst aufgewacht und hätte nichts gehört.

Eine Weile redeten sie mit mir und versuchten mir, Mut zu machen bevor sie gingen. Doch wirklich ernst nehmen konnte ich so etwas nicht mehr. Wie sollte ich es auch glauben, wenn die Wahrheit eh schon bekannt war. Auf einmal fiel ein Zettel auf den Boden. Ich konnte ihn nicht aufheben, weil die ganzen Schläuche meine Bewegungsfreiheit einschränkten. Aber er war so gelandet, dass ich alles was auf ihm stand lesen konnte. Sofort merkte ich, dass das mein Motivationszettel war. Jeden Spruch lass ich mir sorgfältig durch und spürte wie es in mir warm wurde und ich mich besser fühlte. Auf einmal dachte ich wieder daran was ich schon früher gedacht hatte. „Es ist egal wie lange man lebt, denn wichtig ist wie man lebt.“ Augenblicklich ging es mir besser. Ich drückte auf einen Knopf, damit eine Schwester kam. Sie gab mir dann Blätter und einen Stift, so dass ich schreiben konnte. Ich glaube ich habe so viel geschrieben wie sonst nie. Ich schrieb Geschichten, Märchen, über Milly und über mich. Mit einem Stift und Papier kann man sich einfach alles von der Seele schreiben. Am Abend lag ich in dem Krankenhausbett. Alles war ziemlich dunkel und eigentlich war niemand bei mir. Dennoch spürte ich, dass ich nicht alleine war. Irgendetwas war bei mir. Kein Mensch oder Tier, nein es war eine höhere Macht. Ich kann es schlecht beschreiben, aber ich war mir sicher, ich war nicht alleine. Paul war ziemlich ruhig, nur einmal bekam ich einen Anfall. Die restliche Woche ging es mir relativ gut. Vielleicht lag es auch daran, dass meine Familie viel öfter bei mir war als sonst. Anscheinend wollten sie von mir Abschied nehmen. Manchmal träumte ich von Milly. Das war schön und gab mir Kraft. Doch leider hielt diese Kraft nicht für ewig. Denn mitten in der Nacht vom zwölften zum dreizehnten Februar bekam ich einen Anfall. Die Schwestern kamen zu mir gerannt, und ich musste auf die Intensivstation. Sie taten alles, um mich wieder einmal zu retten.

Eine Schwester rief meine Familie an, die sich sofort auf den Weg machte. In den Operationssaal in dem ich lag, durften sie nicht. Aber das brauchten sie auch nicht, denn ich spürte ihre Anwesenheit, die mir Kraft gab. Jede Sekunde war ein Kampf, ein Kampf gegen Paul. Einige Sekunden schien es, als würde ich die Oberhand bekommen, doch wie gesagt nur für kurze Zeit. Es war ein erbitterter Kampf, ein Kampf um Leben und Tod. In diesem Fall war es der Tod. Noch ein paar Minuten ging der Kampf, die Schweißperlen rollten mir nur so über das Gesicht und ich zitterte ohne unterlass. Mir war heiß und trotz des Zitterns konnte ich mich kaum noch bewegen. Irgendwann ließ das Zittern nach und ich erstarrte. Paul sah seine Chance und ohne langes Überlegen legte er mich KO. Es war vorbei. Das Gerät an dem ich angeschlossen war um meine Herzfrequenz sichtbar zu machen, gab einen Ton von sich. Das tut es immer, wenn ein Herz aufgehört hat zu schlagen. Auf dem Monitor, wo immer eine bewegte Linie zu sehen war, sah man jetzt nur noch eine Gerade. Das alles konnte ich sehen, denn ich löste mich aus meinem Körper. Ich schwebte quasi in dem Raum. Die Ärzte gaben ihr Bestes, um mich zurück zuholen. Einer von ihnen rannte zu meiner Familie, um ihnen die furchtbare Nachricht zu übermitteln. Ich konnte ihm hinterher schweben und sah wie meine Mutter weinend zu Boden sank und mein Vater sie ebenfalls weinend in die Arme nahm. Tom, der alles erst etwas später verstanden hatte schrie, und auch er weinte. Wie ich sie so sah taten sie mir leid. Am liebsten hätte ich sie getröstet, aber sie konnten mich weder sehen noch hören. Auf einmal wurde eine Tür aufgestoßen, und ihr glaubt nicht wen ich da sah.

Es war Milly! Sie war vom Bauernhof meiner Tante und meines Onkels abgehauen, um mich zu sehen. Sie galoppierte in das Zimmer wo mein Körper noch lag. Die Ärzte sahen sie verwundert und gleichzeitig erschrocken an. Etwas unbeholfen trampelte sie zu mir, oder besser gesagt zu meiner Hülle. Milly stupste meinen Körper an und tatsächlich konnte ich es spüren. Dann tat sich vor mir eine große, schöne, alte Tür auf. Ich öffnete sie und blickte in einen großen Saal. Nachdem ich eingetreten war, nahm ich ein helles, warmes Leuchten wahr. Es wurde immer größer. Als es so groß war, dass ich meine Augen zusammenkneifen musste, um nicht zu sehr von dem Licht geblendet zu werden, erklang eine Stimme. Die Stimme klang sanft und freundlich. Sie sprach zu mir: „Schön dich zu sehen, Anne. Ich habe dich schon oft gesehen.“ Zeit zum wundern und nachfragen, woher die Stimme mich kannte, blieb mir nicht, denn sie redete schon weiter. „Es tut mir leid, dass Paul zu dir gekommen ist.“ Ich erklärte der Stimme, dass es okay für mich ist, aber dass mir meine Familie mir leid tat. Als ich dies ausgesprochen hatte, redete die rätselhafte Stimme weiter. „Keine Sorge, ich finde auch, dass du noch zu jung bist, um zu mir zu kommen. Deswegen kehre zurück, und mache deine Familie wieder glücklich!“ Ich verstand nicht recht, wie sollte ich zurückkehren? Schließlich war ich tot! Die Stimme schien meine Zweifel und Verwunderung bemerkt zu haben, denn sie sagte nur, dass ich mir darum keine Gedanken machen sollte und nur die Augen schließen muss.

Also schloss ich meine Augen. Noch einmal erlebte ich mein bisheriges Leben. Dann lag ich wieder mit meinem kompletten Körper im Krankenhausbett. Meine Augen waren weiterhin geschlossen. Der Kasten, der meine Herzfrequenz angezeigt hatte, hörte auf, diesen Ton von sich zu geben. Die Ärzte, über deren Stirn die eine oder andere Schweißperle gelaufen war, atmeten erleichtert auf, und auch ich atmete. Dann öffneten



ich langsam meine Augen. Ich wusste, dass alles was ich erlebt hatte echt war, und so wusste ich auch, dass die Stimme mir Paul weggenommen hatte. Also sagte ich – noch etwas leise – zu den Ärzten, sie sollen mir die ganzen Schläuche und so abmachen. Sie antworteten mir, dass das lebensgefährlich wäre, und sie es nicht machen wollten. Sie hatten ja nicht die Stimme gehört, die mich geheilt hatte. Deswegen nahm ich es auf meine Gefahr. Nachdem sie alles abgemacht hatten, bedankte ich mich, stand auf, ging zu Milly und mit ihr verließ ich den Raum. Hinter uns ließen wir die verwunderten Gesichter der Ärzte. Dann standen wir auf einem langen Korridor. Von meiner Familie trennte uns nur eine große Glastür. Diese öffnete ich. Sie war sehr schwer, so dass mir Milly helfen musste, sie zu öffnen. Leise gingen wir auf meine auf dem Boden kniende und weinende Familie zu. Alle drei hielten ihre Gesichter in ihren Händen verkrämt, so dass das Geschluchze gedämmt wurde. Keiner hatte mich bemerkt. Vorsichtig kniete ich mich neben meine Mama und legte meine Hand auf ihre Schulter. Da erhob sie ihren Kopf und sah mich an. Ihrem Blick merkte man an, dass sie tausend Fragen an mich hatte, doch das Einzige was sie sagen konnte war: „W...iiiiie, ... bist...du...?“ Dann fasste sie sich wieder: „Meine Tochter, du lebst, ...du lebst!“ Mittlerweile sahen uns auch Papa und Tom an, und als ob dieser fiese Fluch, den Paul hinterlassen hatte, gebrochen wäre nahmen wir uns alle vier in die Arme und lachten, weinten und jubelten, bis Frau Dr. Boross kam und um Ruhe bat. Dann gingen wir auf mein Patientenzimmer, packten meine Sachen, meldeten uns ab, brachten Milly zurück und fuhren nach Hause. Dort angekommen, sollte ich alles erzählen, wie ich gesund geworden war und neues Leben bekommen hatte. Keine Frage, natürlich erzählte ich alles, auch von der seltsamen Stimme die ich gehört hatte. Nachdem erzählen setzte ich mich auf den Schoß meines Papas und fragte ihn, wer die merkwürdige Stimme gewesen sein könnte? Er überlegte eine Weile, dann erzählte er mir, dass es verschiedene Religionen gibt, die an einen Erlöser glauben. Um noch mehr herauszufinden, wer das war, beschrieb ich ihm alles was ich gesehen hatte.

Wieder einmal überlegte Papa eine Zeit lang. Dann sagte er, dass dies alles zum Christentum passt. Dann erklärte er mir noch Einiges über diesen Glauben und meinte, dass die besondere Stimme die Stimme Jesus Christus war. Am Abend konnte ich nicht einschlafen. Daher dachte ich viel nach und fasste einen Entschluss. Ich wollte Christ werden. Nach einiger Zeit schlief ich dann ein. Was ich geträumt hatte weiß ich nicht mehr, aber was ich weiß ist, dass es ein schöner Traum war. Am nächsten Tag, als wir gemeinsam Karten spielten, erklärte ich meinen Eltern, dass ich Christ werden wollte. Erst wollten sie es nicht, doch nach ein bisschen überreden willigten sie ein, und wenn wir am Sonntag in die Kirche gehen würden, so war es vereinbart, würde ich getauft werden. Für die die nicht wissen was das ist, das heißt man bekommt von einem Pfarrer Wasser über den Kopf als Symbol der Reinheit und Vergebung, und dass man zu Jesus gehört. Einige Tage später war es soweit. Die Kirchenglocken läuteten und in feinen Sachen gingen wir zur Kirche. „Wir“, das waren meine Eltern, Tom, Rosi, Bernd meine Omas und Opas meine Cousinen und Cousins und ich. Milly durfte leider nicht mit.

Endlich war es dann so weit. Das Wasser floss über meinem Kopf und der Pfarrer sagte meinen Taufspruch auf. Das ist ein Spruch aus der Bibel der mich begleiten soll in meinem Leben. Nie werde ich ihn vergessen. Er lautet: „Denn er hat seinen Engeln befohlen über dir, dass sie dich behüten auf allen deinen Wegen.“ Dann wurden noch meine

Tante und mein Onkel meine Paten, und der Gottesdienst ging weiter. Da es mir sehr gefiel beschloss ich in Zukunft öfter, in die Kirche zu gehen. Das Ganze ist jetzt schon eine Weile her, aber in dieser Zeit hat sich viel geändert, denn jetzt geht auch meine restliche Familie mit mir in den Gottesdienst. Mit meinen Freunden verbringe ich trotzdem noch so viel Zeit wie möglich. Natürlich bin ich aber auch immer für Milly da. Damit neigt sich meine Geschichte dem Ende zu. Aber bevor ich endgültig den letzten Punkt setze, möchte ich euch noch etwas mitgeben. Und zwar, so oft war ich der Verzweiflung nah und wollte aufgeben, doch dann merkte ich, dass ich (genau wie ihr) eine Bestimmung habe und dass es gut war, nicht aufzugeben. Deswegen dachte ich mir, dass diese Geschichte alle Menschen wissen sollten. Darum habe ich an diesem Wettbewerb teilgenommen. Jetzt kennt ihr meine Geschichte, und vielleicht könnt ihr das Eine oder Andere auf euch selbst übertragen. Denn es ist wichtig, dass wir jeden Tag lachen und positive Energie verbreiten (das mache ich jetzt jeden Tag und mir geht es viel besser). Es ist nämlich sehr wichtig, eine positive Einstellung zu haben, weil negative Dinge uns nicht nur innerlich, sondern auch äußerlich zerstören. Aber gebt auch jedem eine neue Chance, ganz egal wie oft ihr es schon getan habt, da manche von uns länger brauchen, um den richtigen Weg zu finden. Doch vor Allem möchte ich euch mitgeben, liebt euer Leben, jede einzelne Sekunde und gebt nichts und niemanden auf, auch nicht euch selbst.

Damit wäre jetzt alles gesagt. Ich hoffe ihr habt euch nicht gelangweilt, und wer weiß, vielleicht hören wir uns ja eines Tages wieder.

Aber jetzt ist es endgültig Zeit, den letzten Punkt zu setzen.

Lebt und liebt euer Leben und auf Wiederhören, eure Milly und Anne.